

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 11 (1955)

Rubrik: Notizen zum Zeitgeschehen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeit der Christus-Preisgabe und des Versammeltwerdens, muß dieses Volk das Schicksal des dem Azazel geweihten Bockes auskosten, vorausgesetzt, daß es individuell, also im einzelnen, auch in der Diaspora zu dem anderen Bock zurückfindet, zu jenem Bock, welcher am Kreuze auch für ihn geopfert wurde. Der Vorschrift Moses nach mußte der Hohepriester zuerst den am Altar geopfertem Bock töten und erst nachdem der andere Bock mit dem Blute des geopfertem Bockes bestrichen war, wurde der Sündenbock zu Azazel gebracht. Das Blut von Golgatha klebt daher auf dem irrgläubigen Auserwählten, damit es zum Gnaden-Faktor werde, sobald dieser Auserwählte wieder zu seinem Gotte zurückfindet.

Das Auserwähltsein ist daher die größte Gabe des menschlichen Lebens, gleichzeitig aber auch die einfachste und heldenhafteste Aufgabe — in Jerusalem oder auf dem Berge Garizim, im Sonnenschein oder im Sturm, unter Formalitäten oder ohne diese, schwach oder stark im Glauben, mit guter oder schlechter Methode, lebend oder tot, aber stets

«halte, was (*wen*) du hast!».

(Dieser Aufsatz wurde im Auftrag des Verfassers aus dem Ungarischen übersetzt von Karl Lawn und Pfarrer Julius Groo) — Die Spuren der Übersetzung ließen sich ohne tiefere Eingriffe in den Text leider nicht ganz beseitigen. Wir hoffen aber, daß der Leser trotz der sprachlichen Unebenheiten von dieser Stimme jenseits des eisernen Vorhanges doch gerne Kenntnis genommen hat. (Red.)

NOTIZEN ZUM ZEITGESCHEHEN

Es kommt immer wieder vor...

Das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz, kurz genannt HEKS, gibt einen Dankesgruß für die regelmäßigen

Spender des Flüchtlingsbatzens heraus. In der Ausgabe für den Monat Mai 1955 teilt der Redaktor einige Sätze aus einem Briefe mit, den er kürzlich aus dem Leserkreis erhalten habe. Diese

lauten: «... Es kommt immer wieder vor, daß die Sammlerinnen gefragt werden, ob keine Juden durch den Flüchtlingsbatzen unterstützt werden. Wenn dann noch eine ganze Nummer des ‚Dankesgrußes‘ nur von den Juden schreibt und auf dem Titelblatt das Wort Israel ganz groß erscheint, so wirkt dies auf manche Leute wie ein rotes Tuch.» — Das also kommt immer wieder vor: Christen, die sich im Wohltun üben, verschließen ihre Hand vor dem notleidenden Juden. So etwas sollte ohne Zweifel nicht vorkommen, und erst recht nicht «immer wieder». Es sollte wirklich nicht vorkommen, daß ein christliches Hilfswerk seine Geber «beruhigen» muß mit der Versicherung: «wir betreuen nur evangelische und einige orthodoxe Schützlinge. Die jüdischen Flüchtlinge unterstehen der Jüdischen Flüchtlingshilfe.»

Er hatte erfahren, daß...

Ein amerikanischer Jude namens Allen Rabin hatte erfahren, daß das holländische Ehepaar Hordijk während der Besetzung Hollands durch die Deutschen fünf seiner jüdischen Glaubensgenossen unter eigener

Lebensgefahr Zuflucht gewährt hatte. Um die edle menschliche Gesinnung und den Mut dieser Eheleute zu belohnen, hat Rabin ihnen in Amerika eine Farm geschenkt. Dorthin sind die Hordijks kürzlich mit ihren fünf Kindern ausgewandert. Auch die Überfahrt wurde von Rabin bezahlt.

Ein verdientes Verdienstkreuz

Bundespräsident Heuß hat unlängst einer 74jährigen Hausangestellten, Frieda Krolzik, das Verdienstkreuz verliehen. Und warum? Frieda war während 40 Jahren bei der jüdischen Familie Löwi in Berlin als Hausangestellte tätig. Trotz ihrer «arischen» Abstammung folgte sie ihrer Dienstherrin, der Großmutter Löwi, ins Konzentrationslager Theresienstadt. Auch die Löwis haben ihr dies nicht vergessen. Frieda lebt heute mit ihnen in Israel.

Daniel in der Löwengrube

So lautet der Titel eines KZ-Romanes von Kurt Ziesel. Sofern sich eine Verleih-Firma findet, die das Finanzielle übernimmt, soll daraus ein Film werden. Die Schweizer Künstlerin Maria

Schell will auf jede Gage verzichten, weil sie sich «schämen würde, für einen solchen Film Geld anzunehmen». Der Drehbuchautor Jochen Huth und der Regisseur Rudolf Nölte haben sich ebenfalls bereit erklärt, ohne Entgelt für diesen Film zu arbeiten. Trotzdem hat sich bis jetzt keine Verleih-Firma gefunden, die sich zur Verfilmung dieses Stoffes bereit erklärt. «Zu spät» sagen die einen — «zu früh» meinen die andern. Man will eben vergessen, man will nichts mehr davon wissen. Schließlich waren es ja zur Hauptsache «nur» Juden, die in den Konzentrationslagern gelitten haben.

Kirchenglocken für einen jüdischen Gelehrten

Ins hellste Rampenlicht der Weltpresse ist der Gelehrte Dr. Jonas Salk gestellt worden. Er hat einen Impfstoff gegen die Kinderlähmung entwickelt, der sich in breit angelegten Versuchen an amerikanischen Kindern bewährt haben soll. Das Bekanntwerden des Impfstoffes wurde mancherorts durch Glockengeläute gefeiert. Ein Forscher mehr steht damit in der stattlichen Reihe der jüdischen Gelehrten, die Entscheidendes

zur Besiegung von Krankheit und Seuche beigetragen haben. Die jüdische Presse Amerikas nennt folgende Namen: Prof. Haffkins, der Besieger der Cholera, Dr. Paul Ehrlich, der Hersteller des Salversans, Dr. Ernst Chain, der mit Fleming im Jahr 1945 den Nobelpreis für die Entdeckung des Penicillins erhielt, und endlich Dr. Selman Waksman, der Schöpfer des Streptomyzins.

Ein denkwürdiges Wort in einer denkwürdigen Debatte

Der durch einen jähen und tragischen Tod aus dem Leben gerissene Nationalrat Henri Perret hat in jener denkwürdigen Flüchtlingsdebatte vom Jahre 1942 im Nationalrat ein Wort gesprochen, das ihn mehr ehrt als alles, was nach seinem Tod über ihn gesagt und geschrieben wurde. Von der Regierungsbank her war das Wort von der Staatsraison gefallen, der sich die Beweggründe der Menschlichkeit unterzuordnen hätten. Perret antwortete: Wenn man zwischen dem Herzen und der Vernunft schwanke, so solle man sich vom Herzen leiten lassen. Sei ein Mensch am Ertrinken, dürfe man nicht die Überlegung anstellen,

ihn zu retten könnte die Verpflichtung nach sich ziehen, ihm hernach helfen zu müssen. Daher sei es vorteilhafter ihn umkommen zu lassen. Noch viel weniger habe man das Recht, jemanden in den Fluß zurückzustoßen, dem es gelungen sei, am Ufer Fuß zu fassen. «Es gibt Dinge, die ein Mensch, der sich achtet, die ein Volk, das sich achtet, nicht tun kann... Wir verteidigen die Grenze Gewehr bei Fuß, und unsere Soldaten erfüllen voll ihre Pflicht. Doch gibt es neben dieser materiellen Verteidigung eine geistige, eine moralische Verteidigung. Mögen unsere Kinder und Enkel sagen können, daß die Schweizer in diesem höllischen Ausbruch von Haß, Gewalt und Verbrechen human, und daß das Schweizerbanner und das Schweizervolk für alle Entrechteten, für alle Verfolgten, für alle Unglücklichen ein Symbol der Barmherzigkeit und Güte, ja des wahrhaft angewandten Christentums geblieben sind.»

Ein befreites Volk

Österreich hat soeben seine Freiheit zurückerhalten, die es durch seine unselige Verbindung mit dem 3. Reich verlor. Bundeskanzler Raab, der seinem Volk

die neue Freiheit eingehandelt hat bei den Russen, wurde deswegen von einem Witzbold zum «Glücksraben» gemacht. Nicht ganz zufrieden dürften mit dieser Entwicklung die Juden sein, die unter dem Titel «Wiedergutmachung» dem Staate Österreich schon längst eine Rechnung vorgelegt haben. Sie befürchten nicht ganz mit Unrecht, die Befreiung Österreichs bedeute auch Befreiung von einer moralischen Verpflichtung aus vergangenen Tagen. Ihre Hoffnung, Außenminister Dulles werde seine Unterschrift zum Staatsvertrag von einer Regelung der Wiedergutmachungsfrage abhängig machen, ist enttäuscht worden. Man weiß nicht einmal, ob er in diesem Sinne der österreichischen Regierung etwas zugesprochen hat. Bis heute hat sich die österreichische Regierung gegenüber den Wiedergutmachungsansprüchen auf den formalrechtlichen Standpunkt gestellt, es habe zur Zeit, als die Juden in Österreich zu Schaden kamen, keinen österreichischen Staat gegeben.

Nach Einsteins Tod

Kaum eine Zeitung, die diesem außerordentlichen jüdischen

Manne nicht einige Spalten oder wenigstens Zeilen gewidmet hat, um seine Verdienste um die Wissenschaft und die Menschheit schlechthin zu würdigen. Einem deutschen Blatt blieb es freilich vorbehalten, mit einer Artikelfolge unter der Schlagzeile: «Einstein und die Atombombe» des gelehrten Mannes zu gedenken. Daß diese Schlagzeile absichtslos gewählt wurde, ist schwer zu glauben und noch schwerer, daß eine gute Absicht dahinter stand. Jedenfalls ist die Tatsache an sich zu bedauern. Es braucht wahrlich keine besonders feine Nase, um festzustellen, daß es da wieder einmal bedenklich nach jenem sattem bekannten Slogan riecht: «Der Jude ist unser Unheil.» — Daß 48 Stunden nach Einsteins Tod das Berliner Bundesentschädigungsamt mitgeteilt hat, die Wiedergutmachungsansprüche von Prof. Albert Einstein würden «höchstens» 7—8000 DM betragen und könnten «frühestens in einem halben Jahre» zur Auszahlung kommen, ist auch eine wenig dekorative und nachdenkliche Sache. — Einstein hat testamentarisch festgelegt, daß seine Asche an einem geheimen Ort beigesetzt werde. Diesem letzten Willen wurde nachgelebt.

Es bleibt die Frage nach dem Sinn desselben. Hat Einstein damit wirklich verhüten wollen, daß ihm ein Denkmal gesetzt werde, oder hat er vielleicht damit gerechnet, daß eines Tages auch in der neuen Welt die antisemitischen Kräfte stärker werden könnten? Daß es heute nicht fehlt an Leuten, die sich innerlich verpflichtet fühlen, alles zu tun, um den Namen Einsteins zu ehren, sei unbestritten. Jedenfalls hat sich auch eine Zürcher Zeitung dafür eingesetzt, man solle eine Straße der Stadt nach dem großen jüdischen Gelehrten benennen — (Einstein hat bekanntlich auch in Zürich gewirkt) —, hat aber nicht vergessen, den zuständigen Stellen dafür etwas «Zivilcourage» zu empfehlen!

Aus einer tapferen Rede

An einem Gedenkabend der Stadt Mannheim vom 7. Mai 1955 hat Helmut Gollwitzer gesprochen. «Warum» — fragte er — «sind in Deutschland weniger Juden durch Untertauchen von ihren Mitbürgern gerettet worden als in dem kleinen holländischen Volk? 1500 Jahre christlicher Predigt in unserem Volk haben nicht bewirkt, daß ein

Schutzwall gläubiger Christen sich um die verfolgten Juden gestellt hätte.» — «Erinnerung ist Pflicht, auch und gerade wenn sie schmerzt.» «Dankbar kann nur sein, der nicht vergißt.»

Es reimt sich nicht!

Zum 7. Unabhängigkeitstag des Staates Israel hat der israelische Staatspräsident eine Botschaft erlassen, in welcher «eine Staatsordnung gegründet auf Gerechtigkeit und Gleichheit» als

einer der Grundfaktoren des Wiederaufbaues gepriesen wird. Fast gleichzeitig hat der stellvertretende Minister für religiöse Angelegenheiten die Erklärung abgegeben, Mischehen zwischen Juden und Christen seien in Israel abzulehnen. Er hat damit einen Protest eines israelischen Malers gegen das Mischehenverbot des Großrabbinats beantwortet. Der junge Mann versuchte darauf seine Eheschließung mit einer jugoslawischen Christin durch einen Hungerstreik zu erzwingen. *Spectator*

DER NÄCHSTE IN CHRISTLICHER UND JÜDISCHER SICHT

*VII. Studientagung «Kirche und Judentum»
Hildesheim 28. 2. bis 4. 3. 1955*

Mit besonderen Gedanken fuhr man zur VII. Studientagung «Kirche und Judentum», die in diesem Jahre in Hildesheim vom 28. 2. bis 4. 3. stattfand. Und noch viel mehr denkt man an sie zurück. Das Thema hieß: «Der Nächste in christlicher und jüdischer Sicht.» Von vornherein war damit deutlich: Es geht um ein humanum. Denn immer wird die Frage nach dem Menschenbruder akut im Verhältnis zum Juden. Zum Abschluß der Tagung hieß es im Munde von Dr. Wiener-London, dem früheren Justiziar des Zentralvereins der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens, man solle nun nicht mehr von Nächstenliebe sprechen. Sie sei in Gefahr, abgegriffene Münze zu werden, oder man behaupte ausweichend: «Das sagen die Pastoren.» Die Nächstenliebe werde mit «ganz kleinen Buchstaben» geschrieben. Und sie müsse getrieben werden «ganz anonym und bescheiden und — ohne

Nächstenliebe». Zumal im Blick auf die Juden sagte er: «Wer mit einem Juden zu tun hat, dann — ohne Nächstenliebe. Tun Sie so, wie wenn Sie mit einem gewöhnlichen Menschen zu tun haben. Behandeln Sie ihn nicht vorzüglich.» Hier ist vielleicht in schlichten Worten darauf aufmerksam gemacht, daß Nächstenliebe gegenüber den Juden nicht verwechselt werden darf mit Philosemitismus, sondern daß es hier um etwas ganz anderes geht.

Die Worte von Dr. Wiener machten darum Eindruck, weil man ihn schon zuvor in mancher Aussprache als einen grundgütigen Menschen kennengelernt hatte. Wer ihm nähersteht weiß, wie trotz allem Schweren, das er erleben mußte (seine Frau blieb in Bergen-Belsen und seine Kinder wurden im letzten Augenblick wie ein Scheit aus dem Feuer gerettet), eine verzehrende Sehnsucht und Liebe zu Deutschland in seinem Herzen lebendig geblieben ist, in ihm, dem alten Gardesoldaten aus dem ersten Weltkriege. «Die Heimat wird zur Fremde, und die Fremde wird nicht zur Heimat», hieß es einmal in einem Gespräch aus seinem Munde. Er schloß seine Worte ab mit dem Hinweis, im jüdischen Gebetbuch finde sich der Satz: «Ich bin nicht da um zu lernen, sondern um auszuüben.»

Damit nahm er in gewisser Hinsicht eine Linie auf, die zur Sprache kam in einer Unterredung mit der Tagespresse. Sie drängte auf «Praxis». Die Presse behauptete, sie finde sich mit den theologischen Gesprächen nicht zurecht. Was solle sie davon in der Tagespresse bringen? Für sie sei es wichtig, zu wissen, wie sich die Kirche darum bemühe, die Leute zur Nächstenliebe zu erziehen. Demgegenüber mußte offen gesagt werden, daß die Aufgabe der Tagung nicht ist, «praktische Konsequenzen zu ziehen». Immerhin ist der Kontakt mit der Öffentlichkeit wichtig. Und es ist auch bedeutsam, wie das hier Erarbeitete in kirchlichen Kreisen weiter verarbeitet wird. An und für sich aber ist die Tagung ein «aufgerichtetes Zeichen». Das auf ihr geführte Gespräch zwischen Christen und Juden ist keine Selbstverständlichkeit. Immer gilt es, selbst durch die berüchtigten theologischen Monologe hindurch Brücken zu schlagen. Es ist auch die Tatsache festzustellen, daß etwas Eigenartiges aufgebrochen ist: In der Judenfrage ziehen die so verschieden eingestellten kirchlichen Kreise an einem Strick. Ebenso ist bedeutsam, daß das Alte Testament durch diese Gespräche in seiner Bedeutung neu erkannt wird. Es war auch eigenartig, wie in diesem Jahre mehr als die früheren Konferenzen die Tagung im Rampenlicht der Öffentlichkeit stand. Die Landesregierung Niedersachsen, in deren Bereich man tagte, ließ durch den Regierungspräsidenten von Hildesheim ein Grußwort sagen. In ihm hieß es, daß vom Staatlichen her zu erkennen sei, daß nicht Ordnungsprinzipien das Leben regeln können, sondern immer bestehe die Notwendigkeit, daß die Menschen in sich in Ordnung sind. Nur das erschließe den Blick für den Nächsten. Neben der Presse nahm sich auch der Rundfunk bis hin zum Fernsehen der Tagung an. Auch die Vertretung des Staates Israel in Deutschland ließ ihrer Verbundenheit mit den Zielen der Tagung Ausdruck geben. Desgleichen wurde ein Grußwort seitens der katholischen

Kirche gesagt. Wenn so die Tagung die Beachtung der Öffentlichkeit findet, ist um so mehr zu fragen, wie das hier erarbeitete Resultat, das in gemeinsamen Gesprächen gewonnen wurde, für die Kirche und weite Öffentlichkeit fruchtbar wird. Und das darum, damit die Verantwortung gegenüber dem Nächsten neu erkannt wird und nicht zuletzt gegenüber dem jüdischen Menschen nach alle dem, was in Deutschland geschehen ist.

Bedeutet die Tagung nunmehr einen Beitrag zur «Wiedererweckung der Nächstenliebe in den sozialen und politischen Spannungen unserer Zeit»? Unter diesem Thema stand das Rundgespräch, an dem ein Vertreter der Tagespresse, Herr Dannenberger vom Berliner Tagesspiegel, Kreisdekan Maas-Heidelberg, Fräulein Dr. Luckner-Freiburg, die Mitherausgeberin der katholischen «Freiburger Rundbriefe zur Judenfrage», Herr Hoffmann-Hamburg als Vertreter der Rassenverfolgten, Dr. Wiener aus London und Professor D. Holsten-Mainz teilnahmen. Auch in diesem Gespräch war Dr. Wiener der Fürsprecher der Liebestat im Kleinen und im Alltag. Und Fräulein Dr. Luckner sagte wohl mit Recht, daß es immer unser Schmerz bleibe, daß im Dritten Reich für den jüdischen Menschenbruder viel mehr hätte geschehen sollen, auch in Anerkennung dessen, was im einzelnen getan worden sei. (Sie selbst hat ihre Fürsorge für den jüdischen Menschen mit langjähriger KZ-Haft büßen müssen.) Maas knüpfte an, wie jüdische Menschen über uns betroffen sein müßten, wenn sie oft so seltsame Reden rechtsradikaler Elemente hören müßten oder auch nur, wenn sie seltsame Sätze nationalistischen Rühmens selbst auf den Universitäten neu vernähmen. Dr. Wiener mit seinem gütigen Herzen meinte, man möge doch lieber nach der guten Seite hin verallgemeinern. Und Maas gab darauf wohl die rechte Antwort, daß es dahin kommen müsse, daß man dem Nächsten gegenüber eine Haltung einnehme, die man mit den Worten beschreiben könnte: «Ich sehe Dich.» Es gelte, den Menschen neu zu sehen und ihn «in Gott hinein» zu sehen und Gemeinschaft mit ihm zu üben. Und das als Glieder einer Schuldgemeinschaft. Man kann schon einmal darüber nachdenken, was man zu sagen und zu tun hat, wenn wir an neu sich abhebende Spannungen denken. Wird etwa der Antisemitismus wieder stärker bei uns? Und wenn es der Fall ist, wie begegnen wir wirksam einer solchen Tatsache eben um des jüdischen Nächsten willen?

Bei der Wiederaufnahme der Tagungen 1948 schien es hoffnungslos zu sein, auf deutschem Boden ein Gespräch zwischen jüdischen und deutschen Menschen der Kirche zu führen. Wenn es doch möglich wurde, so nur deshalb, weil der emigrierte jüdische Freund mit uns der Überzeugung war, daß eine der gewichtigsten Voraussetzungen zur Gesundung des Verhältnisses zwischen Kirche und Judentum ein solches Gespräch sei, das im Bewußtsein der gegenseitigen Achtung geführt wurde. Das Thema Nächstenliebe aber führt uns in Fragen, die jeden einzelnen angehen.

* * *

Der Mensch im dichterischen Schaffen Franz Werfels

Der Leiter der Tagung, Professor D. Rengstorf-Münster, gab mit seinem Vortrag bei der Eröffnungsversammlung dafür den rechten Auftakt, indem er über den «Menschen im dichterischen Schaffen Franz Werfels» sprach. Dabei ging Professor Rengstorf ausführlich ein auf die Stellung des Dichters zum Tode, die sein ganzes dichterisches Schaffen durchzieht. Im Geworfensein auf den Tod hin, das den Menschen in tiefste Einsamkeit führt, erkennt der Mensch seine Mitverantwortung für die Ordnung der Welt. Das ließ Werfel auch den Satz prägen: «Die Welt fängt im Menschen an. Die kleine Liebestat rollt durch die ganze Schöpfung.» Die Überwindung der Todeinsamkeit aber gehe von Gott aus. Daß Gott sich unser erinnert, darin liegt für Werfel die Würde des Menschen. Darin liegt auch für ihn die oft brachliegende und oft mißbrauchte Liebesfähigkeit des Menschen begründet. Darin liegt für ihn auch das Licht, das uns lebendig sein läßt und uns als Sterbende tröstet.

Die Bibelarbeit

Die von Professor D. Bauernfeind-Tübingen dargebotene Bibelarbeit über 1. Mose 18 suchte darzulegen, wie das Hohelied der Gastlichkeit kennzeichnend ist für die Verkündigung des Gottes Israels. So wurde die Gastlichkeit ein lehrreiches Kapitel über das Thema «der fremde Mensch». Damit gewann Bauernfeind den Beziehungspunkt zum Hauptthema der Tagung. Dasselbe galt in anderer Beziehung, wenn er über den 2. Teil dieses Kapitels, Abrahams Fürbitte für Sodom, die Überschrift setzte: «Einen Tag vor dem Feuer vom Himmel», wo es dann gilt, in letzter Stunde mit den anvertrauten Pfunden zu wuchern. Hier hilft kein «Programm aus besserem Wissen, so wie es kein Programm des barmherzigen Samariters gibt», hier heißt es, sich mitverantwortlich wissen für die Taten der Gemeinschaft, in der wir stehen, auch wenn der andere nicht unseres Sinnes ist. Es gibt so etwas wie eine Kollektivverantwortung. Und ein «fahrlässiges Schweigen» ist zu überwinden. Es gibt entscheidende Dinge, wo Menschen einwirken können. An diese Möglichkeit dürfen wir glauben. Es gibt vor allem ein heiliges Vorrecht zur Fürbitte.

Die Bibelarbeit über Römer 11 von Landesbischof D. Lilje führte in die Mitte der Sache. Mit Recht nannte er Römer 9 bis 11 ein «außerordentlich wichtiges historisches Dokument», wo ein Mann, der in der Geschichte der Beziehung zwischen Israel und Kirche Wesentliches bedeutet hat, seine Haltung erklärt. Es ist ein Dokument eines vollzogenen Wandels. Hier geht es um die Frage, ob *obduratio ultima* oder *salvatio* das letzte Wort hat. Ebenso empfängt die Kirche hier eine Verwarnung, nicht einem christlichen Antisemitismus zu verfallen, sowie die Warnung vor falscher *securitas*. Sie hat zu hören, daß die partielle Verstockung des jüdischen Volkes nicht abgeschlossenes Faktum ist. Die Geschichte Gottes ist noch nicht am Ziel angelangt. Es liegt noch nicht alles abgeschlossen vor unseren Augen. Das

letzte heißt, daß der Mensch kein Recht hat, der Allmacht der göttlichen Barmherzigkeit eine Grenze zu setzen. Auch durch die Geschichte des menschlichen Ungehorsams hört die Geschichte Gottes und seiner Barmherzigkeit nicht auf. Gott bleibt der Handelnde. Was Menschen trennt, kann aus Gottes Barmherzigkeit etwas werden, das uns zur Anbetung der göttlichen Majestät Veranlassung gibt. Man hörte hier ein einhelliges Zeugnis, daß man Röm. 9—11 nicht mißbrauchen darf als eine dogmatische Abhandlung über die *gemina praedestinatio*.

Die Hauptvorträge

Die drei Hauptvortragsthemen fragten 1. nach dem «Begriff des Nächsten» (Oberrabbiner Dr. Wilhelm, Stockholm; Professor Lic. Fichtner-Bethel), 2. nach dem «Sinn und Grund der Nächstenliebe» (Professor Dr. Gollwitzer, Bonn; Rabbiner Preys, Basel), 3. nach dem «Nächsten in seiner Bedeutung für das menschliche Zusammenleben (Professor Dr. H. Horkheimer, Rektor der Universität Frankfurt (Main); Kirchenpräsident D. Niemöller, Wiesbaden). Ihnen folgten jeweils Aussprachen in Arbeitsgruppen und sodann abschließend eine Hauptaussprache.

1. Die Begründung der Nächstenliebe

a) *Die Begründung der Nächstenliebe in der Gottesliebe.* Wilhelm machte darauf aufmerksam, daß das Zehngebot mit der Grundverheißung aller Verheißungen «Ich bin der Herr, Dein Gott» beginnt und mit dem Wort «Nächster» schließt. So sei deutlich, daß zwischen dem göttlichen Ich und dem Nächsten das menschliche Du angeredet wird. Hier spricht nicht der ferne Gott, sondern der Gott der Geschichte zu Israel als «sein Nächster», «der dich aus Ägyptenland geführt hat». Damit wurde hervorgehoben, daß das Gebot der Nächstenliebe seine innere Begründung im Gebot der Gottesliebe hat, oder sollen wir sagen: vom Bundesherrn her.

Gollwitzer gab in seinen Ausführungen eigentlich eine Exegese des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter. Das wirkte sich insofern ungünstig aus, daß man nunmehr über die Richtigkeit oder das Unberechtigte seiner Exegese sprach, anstatt daß die Sache selbst in der Aussprache den ersten Rang einnahm.

Zur Begründung der Nächstenliebe führte er aus, daß Jesus gegenüber dem späteren jüdischen Verständnis des alttestamentlichen Gesetzes seinen ursprünglichen Sinn aufdeckte. Der Kenner des Gesetzes muß ein Hörer sein, nach der ursprünglichen Meinung der Torah Hörer des ursprünglichen Sprechens Gottes. So kam Gollwitzer auch dahin, daß das Gesetz und damit das Gebot der Nächstenliebe nicht abzulösen sei «von der Bedingtheit im Glauben». Und ebenso sagte Preys, daß die Aussage «heilig sollt ihr mir sein; denn der Heilige ist ewig» die Einleitung für die folgenden Gebote sei und damit auch für das Gebot der Nächstenliebe.

b) *Die Frage nach der christologischen Begründung der Nächstenliebe.* Wenn es aber bei Gollwitzer hieß, daß die Nächstenliebe in der Heilsgewißheit gründe, entstand sofort in der Aussprache die Frage, ob denn der Schriftgelehrte eine solche Heilsgewißheit sein eigen genannt habe und sie Jesus bei ihm voraussetzen konnte. Damit stand man vor der Frage nach der christologischen Begründung des Vorganges, zumal Gollwitzer noch sprach von der «Liebe des Dankes auf empfangene Barmherzigkeit». Eine solche Begründung wurde von jüdischer Seite als schwierig empfunden, da letztlich das Hebräische kein Wort für das deutsche Wort Dank hat. Das Wort «toda» bedeutet mehr «anerkennen». Aber von studentischer Seite wurde lebhaft die Frage erhoben, ob es überhaupt außerhalb Christi Liebe geben kann. Und Gollwitzer stellte die Frage, ob etwa Jesus sich im Gleichnis nicht selbst verkündigt. Insofern setzt dann das Gebot der Nächstenliebe christlich verstanden voraus, daß Jesus gekommen ist. Aber aufs neue wurde dann gefragt, was der Jude dann mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter anfangen kann. Genügt die Auskunft Gollwitzers, daß man auf den Zusammenhang zwischen Neuem und Altem Testament hinweist und so die christliche Kirche der Synagoge sagt, worauf Paulus in Beröa hinweist: «Nehmt eure Bibel zur Hand. Durchforscht die Heilsgeschichte aufs neue, ob ihr Gott im Handeln Jesu wiedererkennt als den Bundesgott?» Aber auch da blieb die Frage: Wenn die Erlösertat Christi solche zentrale Bedeutung hat für die Nächstenliebe, kann dann Israel lieben? Einige Studenten meinten, Israel könne tatsächlich nur lieben «in Erwartung des Messias». Darin aber war man einig, daß Christen und Juden in der Spannung zwischen Heilsgewißheit und Heilssicherheit stehen. Auch das Neue Testament sagt, daß wir gerichtet werden nach den Taten (Matth. 25, 31 ff.). Vielleicht hätte man hinzufügen können, daß gerade in diesem Gleichnis die Gerechten sich ihrer Liebe nicht bewußt waren. Auch von dem Samariter kann man gewiß sagen, daß bei ihm wohl eine christologische Verwurzelung der Liebe nicht vorliegt. Niemöller gab dem auch einmal Ausdruck, indem er sagte: «Jesus preist die Friedensstifter selig, und er meint es auch so. Er sagt nicht: Ihr sollt warten mit der Nächstenliebe, bis Ihr durch Gott versöhnt seid.» Letztlich stehen wir hier vor dem göttlichen Geheimnis. Und Niemöller prägte den treffenden Satz: «Ich gucke Gott nicht in die Karten, höchstens in die, mit denen er mich sticht.»

c) *Die Begründung der Nächstenliebe in der Gottebenbildlichkeit.* Tatsächlich ging eine andere Begründung der Nächstenliebe nebenher. Wilhelm glaubte, die Worte «lieben wie dich selbst» nach dem hebräischen Wortlaut auch übersetzen zu können «denn er ist wie du». Dann läge die Nächstenliebe begründet in der Mitmenschlichkeit: der Nächste ist der Mitmensch, eben weil auch der Nächste wie alle Menschen von einem Menschen her Stamme, im Ebenbild Gottes geschaffen. Es ist sehr fraglich — und Professor Fichtner verneinte es — ob die Übertragung Wilhelms exegetisch zu rechtfertigen ist. Sie ist durch Parallelen nicht zu belegen. Dennoch hat die

Zurückführung der Nächstenliebe auf den Schöpfergott ihr Recht: «Wer den Geringsten bedrückt, lästert dessen Schöpfer», heißt es. Wohl gemerkt steht hier «dessen Schöpfer». Es ist hier nicht der Bundesherr angesprochen. Und in anderem Zusammenhang sagte auch Niemöller treffend: «Es geht immer um drei, um Gott, den anderen und um mich. Wir können nie mit Gott allein sein, sondern er kommt zu uns durch den Bruder. Gott begegnet du nur im Bruder.»

2. Die Reichweite des Begriffes Nächstenliebe

Es wurde ausführlich und wiederholt von der Bedeutung des alttestamentlichen Begriffes *rea* gesprochen, ob man in ihm nur den Volksgenossen oder jeden Mitmenschen zu verstehen habe. Wilhelm antwortete sachlich richtig, daß der Begriff *rea* nicht allgemein genug zu fassen und umfassend genug verstanden werden kann. Und Fichter betonte ebenso, daß *rea*, das wir 180mal im Alten Testament finden, schlicht bedeute, «der Mensch neben mir», «der andere». Sachlich gefüllt ist *rea* so der «nachbarliche Freund», der «persönliche Freund» und stets Ausdruck einer Beziehung zur Gemeinschaft. Und auch der *ger*, der Fremde, der in Israel wohnt, steht unter dem Geltungsbereich der Nächstenliebe.

Wohl wird im Alten Testament der *nochri*, der Ausländer, nicht vom Nächstengebot erfaßt, aber nur deshalb nicht, weil es im Gesetz sich stets um faßbare Rechtspersonen handelt, so daß wir also damit keine Einschränkung des Gebotes der Nächstenliebe im Alten Testament feststellen können.

Was das Neue Testament anbetrifft, so ist, wie Fichtner anführte, mit der Bruderliebe keine Beschränkung der Nächstenliebe als Allernächstenliebe festzustellen, sondern die Bruderliebe bedeute die Nächstenliebe innerhalb der Gliedschaft der Gemeinde Jesu, bzw. im Alten Testament innerhalb der Gliedschaft des Alten Bundesvolkes. Jesus aber führt mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter die Frage: «Wer ist mein Nächster?» ad absurdum. «Wer so fragt, hat noch nicht begriffen, daß die Liebe ein breiter Strom ist, der fließen muß, nicht das Dahinsickern in einem Bachbett, das man suchen muß. . . . Die Liebe ist das Lebenselement der Jesusnachfolge.» Das Wort *plesion*, der Nächste, ist eigentlich Adverb. Und so bedeutet der Nächste «derjenige, der nahe ist», «der Mensch, der in der nächsten Reichweite ist». Und dafür gibt es «kein Rezept».

Gollwitzer führte diese Gedanken weiter, indem er hervorhob, daß Nächstenschaft «nicht ein Zuständigkeitsverhältnis, sondern ein Geschichtsverhältnis» ist, ein «Geschehnisverhältnis». «Im Geschehen wirklicher Geschichte hast du Aussicht, zu erkennen, wer dein Nächster ist. Nächster sein ist ein geschichtlicher Sendungsbegriff. Nächster ist der, der in der geschehenen Geschichte sich herausstellt als mir gegenüber Nächster.» Demgegenüber führen Priester und Levit im Gleichnis «ihr ursprüngliches Programm» durch. Für sie geschieht nichts und kann nichts Neues geschehen, da sie durch ihr Programm festgelegt sind. Viele Gründe können den Mitmenschen für uns

«abwesend» sein lassen. Wir sind dann «geschützt davor, daß uns etwas Neues begegnet». Demgegenüber zerbricht das Mitleid des Samariters «die ganze Tradition». Aber hier wird nicht ein Mitleidsprogramm durch Jesus aufgestellt, sondern alles erschließt sich aus der Lage. Der Samariter denkt und handelt gemäß dem, was der andere ist. «Er ist der andere geworden.» Jesus gibt im Gleichnis keinen Imperativ. Er ruft auch nicht die goldene Regel an, sondern wer mein Nächster ist, bestimmt sich durch mein Verhalten zu ihm. Subjekt und Objekt vertauschen sich. Denn die Frage ist: «Für wen bin ich Nächster?» Der Nächste ist nicht erst Objekt meiner Liebe, sondern zuerst Subjekt, und ich bin Objekt. Das Gebot der Nächstenliebe läßt uns keine Pause. Hier ist eine großartige Unbedingtheit.

Es wurde des öfteren auch die Frage erwogen, ob das Judentum verschiedene Behandlung von Juden und Nichtjuden kenne. So sei im Mittelalter für die Juden das Zinsnehmen von den Juden verboten gewesen, nicht aber vom Nichtjuden. Aber auch das Umgekehrte gelte in gleicher Weise, daß die Christen vom Juden Zins nehmen durften, nicht aber vom Christen. Und dazu ist zu sagen, daß man die Juden zu dieser Lage gedrängt hatte.

Ebenso wurde auch die Frage nach der Heidenmission gestellt, ob wir nicht die Nächstenliebe durch die Fernstenliebe ersetzen. Aber hierbei wurde auf die Weisung des Heiligen Geistes hingewiesen. Und Niemöller machte mit Recht geltend, daß der Fernste mein Nächster sein könne, da nicht die Geographie eine Entscheidung fällen könne. Immer dürfte es daran hängen, ob der Mensch meine Solidarität beanspruche, weil er sie brauche. Freilich dürfen wir uns nicht des Fernsten annehmen, um auf diese Weise dem Nächsten in unserer Umgebung ausweichen zu können.

3. Gibt es Grenzsetzungen zum Gebot der Nächstenliebe durch das jüdische Ritualgesetz?

Muß die Liebe weichen, weil das Religionsgesetz das gemeinsame Mahl unmöglich macht, wurde gefragt. Darauf wurde geantwortet, daß alle Religionsgesetze, die sich hindernd zwischen das Volk Israel und die Menschheit stellen, der Erhaltung des Bundes zwischen Gott und Volk dienen. Dies könne die Liebe unmöglich machen, aber sie hindert sie nicht. Die Gesetze verlangen mit unzweideutiger Sprache die Beachtung der goldenen Regel. Immer werde auch im Judentum festgestellt, daß die Anhänger des Christentums und des Islam Brüder Israels sind, die den Weg zur Messiaszeit bahnen, wenn man auch zu gleicher Zeit sagen müsse, daß Israel «einsam am Sinai» stehe. Diese Antwort befriedigte nicht. So wurde weiter gefragt, inwiefern dann, wenn das Ritualgesetz den Juden zur Liebe hinderte, mit anderen Gemeinschaft zu haben, der Jude doch dem anderen gegenüber ein Nächster sein könne. Darauf wurde mit dem Blick auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter gesagt, daß der Priester über den kultischen Behinderungsgrund hinweggehen darf, wenn eben kein anderer zur Hilfe da ist. Ja, er hat sogar die Pflicht, in diesem Falle sich mit einem Toten zu

beschäftigen. Auch «um des Friedens willen» ist der Jude berechtigt, Vorschriften aufzuheben. Und immer ist von der Begründung des Gebotes in der Verheißung des Bundsgottes: «Ich bin der Herr, dein Gott» auszugehen. Und damit ist Nächstenliebe geboten, denn letztthin bekommt das Nächstenliebegebot durch die Zuwendung Gottes, daß er aus freier Gnade für uns da ist, seinen Pflichtcharakter. Man muß im Hintergrund sich immer das Verhältnis von Bund und Gesetz vergegenwärtigen.

4. *Gerechtigkeit und Nächstenliebe*

Ergibt sich aber nicht ein anderer Aspekt für die Nächstenliebe, weil das «oberste Prinzip jüdischer Ethik die Gerechtigkeit ist»? Von diesem Prinzip aus sieht die jüdische Ethik den Menschen ohne jeglichen Unterschied zwischen dem Ich und dem anderen in seinem ethischen Wert. Dieses Wissen um die Gerechtigkeit diktiert alles Handeln. Beide, das Ich und das Du, sind verpflichtet, das Tun nach dem Prinzip der absoluten Gerechtigkeit auszurichten. Beide sind dazu gerufen, zusammen und miteinander diese Gerechtigkeit zu verwirklichen. Denn mein Nächster und ich werden einst vor dem Thron der Gerechtigkeit für das Tun und Lassen zur Verantwortung gezogen. Die Grundlage der jüdischen Existenz in der Gerechtigkeit, die gebietet, dem Nächsten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, heißt ihn immer wieder, den Nächsten zu verstehen als Mitmenschen, der Anspruch hat auf irdische Gerechtigkeit, eben weil es eine himmlische Gerechtigkeit gibt, die ihn als meinen Mitmenschen wie mich in Gottes Ebenbild geschaffen hat. Das zweite Wort Michas (Micha 6, 8) spricht darum von der Liebe als notwendige Folge aus der Gerechtigkeit. In diesem Sinne war schon die Antwort vorweg gegeben, ob nicht die Gerechtigkeit im Judentum von der Liebe abgehoben werden und wie sich beide dann zueinander verhalten.

Umgekehrt wurden die Christen von jüdischer Seite gefragt, ob im Christentum auch der Gerechtigkeit zentrale Bedeutung zukomme. Die Antwort von Professor Michel, Tübingen, lautete: «Ohne Zweifel. Nur hat das Christentum von Christus her einen anderen Aspekt. Nämlich von ihm her ist die Gerechtigkeit nicht nur Zeichen des Kreuzes, sondern innerhalb der Schöpfung und Heilsgeschichte wirkliche geschichtliche Begebenheit.»

5. *Die Feindesliebe im jüdischen und christlichen Verständnis*

Wilhelm glaubte, einen grundlegenden Unterschied in der Auffassung über die Feindesliebe zwischen Christentum und Judentum feststellen zu müssen. Die christliche Liebe sieht im Feind den künftigen Bruder. Und so sei die Feindesliebe hier gefaßt als stärkste Waffe der Selbstbeziehung. Für die jüdische Auffassung kennzeichnend führte er demgegenüber ein Wort von Halevi an: «Scheltworte meines Feindes, sie freuen mich deinet halben (um Gottes willen). Laß ihn, sein Druck preßt, den dein Druck längst preßte.» Darum glaubt Wilhelm, sagen zu dürfen, der Jude gehört zu der «Gemeinschaft derer, die mit Unterliegen begnadet ist». Er sieht

darum in seinen Feinden den Vollstrecker des göttlichen Gerichts. Die Liebe aber, mit der er Gott liebt, wird zum Lebensgesetz aller Liebe, mit der ein Mensch bis zum Extrem der Feindesliebe lieben kann.

Es wurde dann aber gefragt, wenn nun der Feind als Vollstrecker göttlichen Gerichtes mir gegenübertritt, liebe ich den Feind dann um seiner selbst willen oder weil er mir von Gott gesandt ist, damit ich zu mir selbst komme? Zudem müsse man doch zugeben, daß, wenn man die Bejahung des göttlichen Gerichtes durch den Feind anerkennt, damit nicht die Feindesliebe gegeben sei. Die Verbindung dürfe man doch nicht vorschnell herstellen. Darauf wurde von jüdischer Seite geantwortet: «Ich liebe Gott mit allem, was Gott hat, auch mit seinem Werkzeug und mit seinem Tun. Ich akzeptiere das, was Gott mir schickt, eben als Zornesrute Gottes.» Es hieß dann weiter: Es gibt auf den Haß der Feinde zwei Reaktionen im Judentum. Einmal: Der Feind ist mir von Gott zur Züchtigung geschickt. Jeden Sabbat wird darum gebetet: «Wegen unserer Sünde sind wir gebannt worden.» Es heißt also nicht, «weil uns die Römer vertrieben haben». Es wird nicht der Feind angeklagt, sondern man übt Selbstanklage. Die zweite Reaktion sei der Haß. Aber es bleibe nicht beim Haß. Das Purimfest bezeugt, daß der jüdische Feind Hamann zur Kasperlefigur geworden ist. Der Haß schlägt um in ausgelassene jüdische Freude. Das Purimfest ist das fröhliche Fest der Verkleidung, der jüdische Karneval. Das Gemeinsame, so meint dann Wilhelm, sei, wenn ich den Feind liebe, dann ist er nicht mehr mein Feind. Hier könnten Juden und Christen einander begegnen trotz dieses immerhin elementaren Gegensatzes in der Auffassung der Feindesliebe. Beide wollen das Entfremdetsein überwinden und den Feind zum Freund gewinnen.

6. Gibt es Erziehung zur Nächstenliebe?

Es kamen noch andere Fragen zur Aussprache, die mit den Referaten über «die Nächstenliebe in ihrer Bedeutung für das menschliche Zusammenleben» gegeben waren. Mit Recht sagte Niemöller: «Das Zusammenleben ist die vorgegebene Form menschlicher Existenz überhaupt. Denn sie ist ihrem Wesen nach Koexistenz und entspricht so dem Willen des Schöpfers. Das aber stempelt auch das menschliche Zusammenleben als sittliche Aufgabe. Insofern weist der Begriff Nächster über die Gemeinsamkeit der Interessen hinaus. Oft sind im Kollektivinteresse schon die Keime der Selbstauflösung verborgen. Mensch aber bin ich, indem der andere mir zum Mitmenschen wird. Herr über uns und über unser Handeln ist immer der Nächste. Und den Nächsten gibt es immer nur in concreto. Den Nächsten erkennen und anerkennen macht ihn uns zum Mitmenschen.

Aber gibt es Erziehung zur Nächstenliebe? Horkheimer führte dazu aus, daß das «Denken» hinzukommen muß, damit nicht bei allem Fortschritt der Technik «das wahrhaft Menschliche zurückbleibt». Es gilt in unserer Zeit, die Gefahren der gegenwärtigen sozialen Struktur, die Veränderung der Gesellschaft mit ihrer Unpersönlichkeitssphäre, die mit dem Mechanis-

mus der Produktion gegeben sind, denkend zu durchdringen und zu überwinden. Dabei können Theologie und Soziologie einander befruchten. Auch die soziologische Fragestellung kann zum Wirklichkeitsverständnis beitragen. Dabei behandelte Horkheimer ausführlich die soziologischen und ökonomischen Bedingungen, die dazu geführt haben, vielfach den Juden zum Sündenbock zu machen. Alles stimmte ihm bei, als er sagte, daß die Verfolger der Juden immer «schlecht getaufte Christen» sind. Folgerichtig sprach er in diesem Zusammenhang auch über den Antisemitismus, der nicht eine Frage der Politik, sondern des sittlich Bösen ist. Er suchte ihn vom Soziologischen her zu erfassen. Dabei wurde gesagt, daß man der Erziehung «unendlich viel zutrauen muß». «Dem Elternhaus kommt dabei übergroße Wichtigkeit zu.»

Zum Schluß sei auch noch auf die *Festpredigt* von Bischof D. Knolle, Hamburg, über 2. Mose 19, 18 hingewiesen. Sie ging davon aus, daß das Gebot der Nächstenliebe allzuleicht als selbstverständlich hingenommen wird. Das Selbstverständliche aber erweise sich oft als Feind echten Verstehens. Die Doppelheit von Gottesliebe und Nächstenliebe ist aber eine Einheit. Die Liebe zu Gott ist Grund und Erweis der Liebe zum Nächsten. Das ist das Erbgut aus dem Alten Testament, das in der Gemeinde Jesu weiterlebt.

Abschließend sprach er davon, wie uns im Judentum ein Geheimnis Gottes umweht. Wir leben in einer Zeit der Bewährung, ob die Liebe zum Nächsten angesichts des Juden bei uns zu finden ist oder nicht.

P. Jasper

REZENSIONEN

H. LJUNGMAN: *Das Gesetz erfüllen*, Matth. 5, 17 ff. und 3, 15 untersucht. Lunds Universitets Årsskrift, N. F., 1954, 140 S.

Die einleitenden Verse zur Auslegung des Gesetzes, Matth. 5, 17—20, gehören zu den schwierigsten Stellen der ganzen Bergpredigt. Besonders V. 17 «ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen» ist geradezu das Schibboleth, an dem sich das Gesamtverständnis der Bergpredigt verrät. Hier setzt nun Ljungman mit frischem Elan ein, wobei er die Frage nach den Vorstufen der einzelnen Logia beiseite läßt und sich dem Zusammenhange des Matthäustextes zuwendet. Während das Matthäusevangelium im allgemeinen die Erfüllung der *Weissagungen* des Gesetzes und der Propheten (= Altes Testament) betont, ist hier im besonderen von der Erfüllung der fordernden *Gebote* die Rede. Die bisherigen Interpretationen werden nun